

## IV Studium und Berufswahl in Freiburg 1887-1888

Die Fahrt nach Freiburg trat ich mit zwei mir nur oberflächlich bekannten Bremern an. Der eine, ein Student der Philosophie mit medizinischem Interesse, dessen Vorname Carlito andeutete, dass seine Wiege im Spanisch sprechenden Amerika gestanden hatte, und der nach langem Schwanken Nervenarzt wurde. Der andere ein schon älterer Student der Medizin mit sozialem Interesse, der durch seine Sprache den Nordamerikaner verriet und sich mit grosser Tatkraft nach der Cholera-Epidemie zum Leiter des Hamburger Gesundheitswesens emporarbeitete. Wir fuhren zunächst nach Köln. Von dort ging es alsbald nach Bonn, das ich damals zuerst in seiner herrlichen Lage und mit seinen schönen Schlossbauten, in denen die Universität und landwirtschaftliche Hochschule untergebracht waren, kennen lernte. Hier, wo ich die erste Nacht als Student (genauer: Mulus) verbrachte, sollte ich meine erste Vorlesung als Universitätsprofessor halten.

Noch am selben Tage ging die Fahrt mit der Eisenbahn weiter nach Rüdesheim. Die Bahnfahrt erfolgte bei schönstem Wetter, noch überall das bunte Herbstlaub voll an den Bäumen. Wie anders erschien mir der Rhein bei den raschen Durchblicken von der Eisenbahn aus, als vor fünf Jahren. Damals war Regenwetter, das Rheinwasser lehmig gelb, das Bild vom mächtigen Hudson-Strom noch in mir lebendig. Jetzt der Sonnenschein und Hochwasser und das Auge offen für alle Reize nicht nur der Natur, sondern auch der Kultur, die den Rhein zum schönsten und belebtesten Fluss der Welt gemacht haben. In Rüdesheim erwartete mich auch schon mein erstes studentisches Erlebnis, das noch immer im romantischen Halbdunkel des Rätselhaften liegt. Als wir drei Studenten in lebhaftem Gespräch einen Schoppen Rheinwein tranken, gesellte sich zu uns ein fremder Herr (nicht der Wirt), dessen Namen wir überhaupt nicht erfahren haben. Alsbald entwickelte sich eine eifrige Debatte über die brennendsten Fragen der Zeit, und nach einer Weile wurden wir gefragt, ob wir denn schon einen richtigen Rheinwein-Keller kennen gelernt hätten; als wir das verneinten, brach er mit uns auf und wir zogen mit ihm staunend durch die ungeahnt grossen unterirdischen Keller, in denen das edelste Gewächs der Rheinufer lagerte. Zugleich wurden wir mit Wein so reich bewirtet, dass ich mir dort unter der Erde, ohne es zu merken, meinen ersten „Schwips“ geholt habe. Aber diese ünerraschende Welle studentischer Fröhlichkeit veraussachte schnell.

Als ich in Freiburg ankam, war natürlich das Erste, mir das schön gelegene Städtchen anzusehen, in dem ich jetzt wohnen sollte. Alles verblich in ihm hinter dem Münster. Während ich den Neubau des Kölner Doms, auf den ich als Deutscher stolz war, als kalte Grossartigkeit empfunden hatte, spürte ich hier stärker als je zuvor den Ehrfurcht einflössenden Eindruck des Alters. Das Freiburger Münster schien mir geradezu das Ideal einer Kirche zu sein. Von ihm hat man gesagt, es bezeichne „die ideale Grenze, an welcher das Erhabene und das Intime einander zustimmen, ja sich gleichsetzen“. Das bringt seine Besonderheit gut zum Ausdruck. Bei jedem Anblick mischen sich Bewunderung und wohliges Behagen von neuem.

Als ich aber in meiner kleinen, doch netten Studentenbude allein sass, gewann doch die Abschiedsstimmung noch einmal die Oberhand. Heimweh stellte sich ein, wie es sich für einen jungen Menschen gehört, der Eltern und Geschwister verlassen musste. Doch traf schon am zweiten Tage ein Trostbrief meines Bruders ein, der mich so erfreute, dass ich ihn aufbewahrt habe. In ihm schrieb er:

„Ich glaube, dass wir ebenso gut in der Ferne zusammen bleiben können, denn unser Zusammensein bestand doch hauptsächlich im gegenseitigen Austausch dessen, was wir auch noch durch Briefe einander sagen können, wir müssen uns nur immer ordentlich alles, auch das Kleinste erzählen, vor allem Du, auch wenn Du meinst, dass es mich traurig macht: worüber Du Dich sorgst, wie Du Dich fühlst und so etwas. Du weisst, das interessiert mich am meisten und nimmt mir am meisten das Gefühl des Auseinanderseins. Wenn ich Dich mit allerhand Kleinigkeiten belästige, musst Du nicht böse darüber sein, ich tue es mehr meinet- als Deinethalben, denn es ist für mich ein Bedürfnis gerade solche Kleinigkeiten: Schulleiden, Vereinsfreuden, kleine Schmäcke etc. zu kolpotieren und das tat ich immer an Dich und kann ich nur an Dich. Aber ich hoffe, dass wir auch ernstere Fragen miteinander behandeln werden, wie sie Dir etwa bei Deinen Studien als die wohlbekannteren „feinen Gedanken“ aufblitzen, dafür musst wiederum Du am meisten sorgen, denn ich werde nicht immer ein Thema haben, worauf einzugehen Dir Freude machen kann.“ Diesen Vorschlag habe ich dankbar angenommen. Wir haben nach ihm gehandelt nicht nur in der Studienzeit, sondern im ganzen Leben. Es hat dadurch einen ungewöhnlichen Zug der Gemeinsamkeit behalten, so verschieden unsere Lebenswege sich auch gestalten sollten.

Da die Berufsentscheidung bis zum Ende des Winters hinausgeschoben war, belegte ich in meinem ersten Semester Vorlesungen verschiedenster Art, um mir einen gewissen Überblick über die vorhandenen Möglichkeiten und vor allem mehr Klarheit über meine Fähigkeiten und Neigungen zu verschaffen. Auch erschien es nicht ratsam, in einem Satz aus der humanistischen Gesamtbildung in ein Spezialstudium überzugehen. Gleich zu Anfang ergab sich eine schwere Enttäuschung: Professor Weismann, dessen Vorlesung ich mit so grosser Erwartung entgegenseh, las nicht; die von ihm angekündigte Vorlesung über Deszendertheorie wurde von einem seiner Schüler gehalten, machte mir aber einen so stark improvisierten Eindruck, dass ich sie bald nicht mehr hörte. Umso stärker fesselte mich die Vorlesung von Professor Alois Riehl „Kursus der Philosophie“. Seine einleitende Vorlesung war die erste Universitätsvorlesung, die ich überhaupt gehört habe. Sie packte mich so stark, dass ich das Gefühl hatte: wie bist Du bevorzugt, so etwas hören zu können! Allerdings blieb sie nicht auf der anfänglichen Höhe, hat mich aber dauernd gefesselt und veranlasst seine zweite Vorlesung „Anthropologie und Völkerkunde“ voll grosser Erwartung zu belegen. Er sagte selbst, er lese sie, um sich in dieses Gebiet einzuarbeiten. Auch das schien mir für mich herrlich zu passen. Doch so sehr mich die philosophische Vorlesung gefördert hat, hier ergab sich eine Enttäuschung, von der ich nicht wusste, wieweit sie in der Wissenschaft selbst oder in der Vorlesung wurzelte. Wie Riehl s philosophische Vorlesung die erste Universitätsvorlesung gewesen ist, die ich gehört habe, so habe ich später in der ersten Sitzung, in der ich als Dekan die Philosophische Fakultät der Berliner Universität leitete, dem gerade gestorbenen Kollegen und verehrten ehemaligen Lehrer Worte des Gedenkens widmen können.

Den stärksten Eindruck machte aber auf mich die Reformationsgeschichte, die ich bei Professor v.Holst hörte. Sie interessierte mich nach Form und Inhalt aufs Lebhafteste. Denn v.Holst war ein Redner und Kämpfer. Seine Aussprache war mir allerdings befremdlich. Er war der erste Balte, den ich kennen lernte, und war wohl auch durch amerikanisches Englisch beeinflusst; denn lange hatte er in den Vereinigten Staaten gelebt und auch eine Amerikanerin geheiratet. Obwohl ich mich an seine Sprache erst gewöhnen musste, wurde ich von der grossen Kraft seiner Beredsamkeit aufs Äusserste gepackt. Sie

war so wirksam, weil sie einen ganzen Mann offenbarte, der seine Überzeugung in scharfer Formulierung aussprach und von den Konsequenzen seines Tuns nicht zurückscheute. Lebhafter Beifall durchbrauste oft den grossen dichtgefüllten Hörsaal. Bald erfuhr ich, dass diese von ausgesprochen protestantischem Geist erfüllte Vorlesung auf katholischer Seite ein Gegenstück habe. Professor Franz Xaver Krauss, der als einer der bedeutensten Vertreter der „katholischen Wissenschaft“ galt, behandelte dasselbe Thema wie Professor v.Holst. Ich suchte natürlich auch diese Vorlesung auf. Dem etwas gewaltsamen Redestrom des Protestanten, trat hier ein sorgsam regulierter, glatt dahinfließender, aber keineswegs wirkungsloser Redefluss gegenüber. Mit dem Interesse an der Reformationszeit verquickte sich also ein gleich grosses Gegenwartsinteresse. Auf wirkungsvollste Art lernte ich einen Gegensatz kennen, von dem man in meiner Heimatstadt nichts merkte. Ich hätte wohl nirgend sonst diesen das deutsche Kulturleben durchziehenden Gegensatz so einprägend und würdig kennen lernen können. Ich habe später oft an dieses Rededuell zurückgedacht, das mich an das von Luther und Eck erinnerte.

Auf ganz andere Weise fesselte die juristische Vorlesung mich und wurde sie für mich bedeutsam. Ich wollte eine solche eigentlich nur belegen, damit mir das erste Semester angerechnet würde, falls in der Berufswahl die Würfel zu Gunsten der Rechtswissenschaft fallen sollten; und ich hatte mich dann für Deutsche Rechtsgeschichte in der Annahme entschieden, dass sie mir nicht nur einen gewissen Einblick in die bisher völlig fern liegende Rechtswissenschaft eröffnen könne, sondern unter allen Umständen nützen müsse. Diese Vorlesung wurde von Professor v.Amira gelesen. Er war, wie sein Name andeutet, Friese und fühlte sich so etwa wie Entdecker und Wahrer eines alten Schatzes, erfüllt von der lange verkannten Tiefe des alten deutschen Rechtes. Er brachte das auch äusserlich zum Ausdruck, nicht aus Eitelkeit, auch nicht aus Kampflust, sondern aus einem Gefühl der Dankbarkeit. Das zeigte sich sogleich in der ersten Vorlesung; als er von den alten freien Germanen sprach, die lange blonde Haare gehabt hätten, fuhr er sich durch seine Germanenmähne, was nicht als Scherz, sondern als Bekenntnis gemeint war. Er war erfüllt von der Aufgabe, das deutsche Recht gegenüber dem römischen, das es verdrängt hatte, wieder zur Geltung zu bringen; dabei setzte er bei seinen Zuhörern mehr voraus als das bei ihnen, zumal bei mir berechtigt war. Besonders die mit Heftigkeit geführten Polemiken bald gegen diesen, bald gegen jenen Kollegen gingen weit über meine Fassungskraft hinaus; aber es interessierte mich die temperamentvolle Kampfart. Pädagogisch war sie verfehlt. Statt einen Ueberblick zu gewähren, löste sich alles in Episoden auf; auch wollte ich nicht wissen, wie es in der Vergangenheit gewesen war, sondern was von der Vergangenheit noch lebendig war. Das Antiquarische mochte seine wissenschaftliche Berechtigung haben; es war nicht das, was mir für mich nötig erschien. Und doch denke ich nicht nur an den Professor mit Sympatie und Hochachtung, sondern auch an seine Vorlesung mit Dank. Als ich später selbst das Katheder zu besteigen hatte, nahm ich mir vor, Polemik in der Vorlesung nur zu üben, wo es sachlich unumgänglich geboten war, und die sonst auf Besprechungen und Übungen zu beschränken. Eine im Wesentlichen polemische Vorlesung erscheint mir fast als deutsche Unsitte.

Endlich hatte ich noch eine Vorlesung in einer Fachwissenschaft belegt, von deren Vorhandensein und Bedeutung ich bisher kaum etwas wusste. Meine Vaterstadt war so mit der praktischen Wirtschaft beschäftigt, dass sie für Wirtschaftswissenschaft keine Zeit hatte; sie war sogar geneigt, in ihr einen Störenfried zu sehen. Solange Bremen nur seine eigenen, engumgrenzten Interessen zu wahren

hatte, reichte es auch aus, wenn nur Praktiker der Wirtschaft auf Grund ihrer Erfahrungen in Wirtschaftsfragen gehört wurden. So erklärte es sich, dass ich in Bremen, soweit ich mich erinnere, von „Nationalökonomie“ oder Volkswirtschaftslehre nie etwas gehört hatte; jedenfalls konnte ich mir darunter nichts Rechtes vorstellen. Gerade darum reizte mich die vierstündige Vorlesung über „Volkswirtschaftspolitik“, welche der Freiburger Ordinarius für Nationalökonomie, Professor v. Philippowich, angekündigt hatte. Er hatte knapp ein Dutzend Hörer, das im Laufe des Semesters noch zusammenschmolz. Dadurch liess er sich aber nicht beeinflussen. Seine Vorlesung war immer mit gleicher Sorgfalt vorbereitet, bei jedem Problem Gründe und Gegengründe vorsichtig abwägend: auch er sprach von der Vergangenheit, aber immer mit Bezug auf die Gegenwart und im Hinblick auf die Zukunft. Der Vergleich beider Vorlesungen zeigte mir, dass ich nicht zum Stubengelehrten geschaffen war, sondern ein tatenfroher Gegenwartsmensch zu werden bestrebt sein musste! Philippowich rückte die soziale Frage in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Er schilderte den Kampf zwischen Handwerk und Industrie und er sprach ausführlich von der nötigen Vorsorge für Unfälle, Krankheiten und Alter der Industriearbeiter. Das interessierte mich natürlich, schien mir aber nicht ganz ausreichend zu sein. Ich hatte ausser der schönen Druckerei von Harper Brothers in New York, die mich als Konkurrenten in erster Linie interessiert hat, nur zwei Bremer Fabriken bisher gesehen und zwar durch Vermittlung meines Vaters eine Jutespinnerei und eine Petroleum-Raffinerie. Beide waren für Bremen insofern charakteristisch, als sie wichtige Einfuhrgüter veredelten; beide machten aber auf mich einen unerfreulichen Eindruck, die Jutefabrik hauptsächlich durch ihren fürchterlichen Staub, die Petroleum-Raffinerie durch ihren fürchterlichen Gestank; unter solchen Bedingungen Tag für Tag viele Stunden arbeiten zu müssen, schien mir ein hartes Los zu sein. In Erinnerung an diese Besichtigungen schien es mir nicht nur um die Handwerkerfrage und die Arbeiterschutzgesetzgebung zu handeln, sondern auch und vielleicht vor allem um die Verbesserung der Fabrikanlagen. Denke ich heute an die vielerlei Fabriken, die ich in späteren Jahren kennen lernen sollte, so stehen die in erster Linie der Elektrizität zu dankenden Fortschritte wahrlich hinter der Arbeiterschutzgesetzgebung nicht zurück. Es müsste einmal ein die Wirklichkeit kennender Mann ein Buch über den Fluch der unvollendeten Technik schreiben!

Schon die sozialpolitischen Erörterungen von Philippowich und die durch sie geweckten Erinnerungen waren für mich wertvoll; sie zeigten mir, dass die Volkswirtschaftslehre nicht etwa, wie so oft gesagt wird, eine Wissenschaft vom „Volksreichtum“ war, sondern eine an Aufgaben reiche „Wissenschaft des Gemeinwohls“. Schon das war verlockend; aber etwas Anderes übte eine noch stärkere Wirkung aus. So sehr die Ausführungen in der Vorlesung mich interessiert hatten, vieles blieb mir unklar und Vieles, über das ich gern etwas gehört hätte wurde nur gestreift. Diese quälenden Fragezeichen sind es in erster Linie gewesen, die mich zum Volkswirt gemacht haben. Schon das Gehörte hatte Vieles aufgedeckt, das zur Lösung noch eine umfassenden Erforschung des Wirtschaftslebens nötig machte. Aber die Vorlesung zeigte auch, dass die Fragen der Industriearbeiterschaft sich so sehr in den Vordergrund drängten, dass andere wichtige Fragen darunter zu leiden hatten. Handel und Verkehr kamen nicht zu ihrem Recht. Was über sie gesagt wurde, konnte insbesondere dem Praktiker kaum etwas bieten. Und als ich in der Bibliothek zu ermitteln suchte, ob sich über die gewaltigen Entwicklungen auf diesem Gebiet, denen ich schon als Knabe in New York und Bremen ein bewunderndes Interesse entgegengebracht hatte, nichts finden lasse, das der Wirklichkeit in höherem Masse entspräche, da musste ich zu meiner Verwunderung feststellen, dass zwar viel über die heiss

umstrittenen Fragen der Handelspolitik und auch der Eisenbahnpolitik geschrieben worden war, aber erstaunlich wenig über die internationale Organisation von Handel und Verkehr. Da lagen auch ungelöste Aufgaben vor. Es war ein verlockendes Ziel, die Volkswirtschaftslehre für Handel und Verkehr nutzbar zu machen. Das erfüllte zwar nicht in voller Klarheit, aber doch mit starker Wucht meine Seele. So entschied ich mich für das Studium der Volkswirtschaftslehre, und innerhalb ihrer weiten Bereiche sollten in erster Linie die Probleme, die später solche der „Weltwirtschaft“ genannt wurden, mich beschäftigen. Sie schienen mir nicht nur des Studiums besonders bedürftig zu sein, sondern für sie glaubte ich auch durch meine Geburt als Bremer sowie durch meinen längeren Aufenthalt im Ausland bestimmt zu sein. Natürlich musste ich mich mit den anderen Problemen der Wirtschaftswissenschaft, ganz besonders der sozialen, auch befassen, aber die weltwirtschaftlichen Fragen haben doch dauernd verstanden, den ersten Platz in meinem Interesse zu behaupten.

Schon bald nach Weihnachten teilte ich meinem Vater mit, dass ich nicht eine Wissenschaft nur als Selbstzweck betreiben könne; ich müsse, um wirkliche Befriedigung zu gewinnen, zum Besten des deutschen Volkes zu wirken suchen, und da scheine mir die deutsche Volkswirtschaft Gelegenheit zu bieten; sie stehe vor grossen neuen Aufgaben, zumal da die Gründung des Deutschen Reiches bisherige lokale Probleme zu solchen eines ganzen Volkes erweitert habe. Dass hier ein Bedürfnis nach eindringlicher Arbeit vorliege, schiene mir schon daraus hervorzugehen, dass eine gute Vorlesung über Volkswirtschaftspolitik an einer Universität wie Freiburg so kümmerlich besucht sei. Allerdings erkläre sich diese Tatsache in erster Linie aus der utilitärischen Einstellung der meisten Studenten, die nicht nach lösenden Problemen, sondern nach erreichbaren, möglichst mit Pension ausgestatteten Stellen fragten. In der Tat ergebe sich auch bei der Wirtschaftslehre ein Nachteil: eine ausgetretene Laufbahn, wie für den Juristen, den Mediziner, den Theologen und Lehrer sei hier nicht vorhanden; sie müsse sich aber einst bilden, wenn auch Niemand sagen könne, wie bald. Darum sei ein Sicherheitsventil nötig. Die Volkswirtschaftslehre müsse mit der Rechtswissenschaft verbunden werden, was für diese wahrscheinlich sachlich auch heilsam sei; bei glücklicher Entwicklung werde dann immer kraftvoller die Volkswirtschaftslehre, bei ungünstiger immer eigenmächtiger die Rechtswissenschaft in den Vordergrund treten. Diesem mit der Volkswirtschaftslehre verbundene Risiko ständen aber auch Gewinnmöglichkeiten gegenüber, insbesondere wenn man nicht nur die äussere Stellung, sondern auch die innere Befriedigung mit berücksichtige.

Zu meiner sehr grossen Freude schrieb mir mein Vater, dass er meine Berufswahl „aus ganzem Herzen billige“; das Studium der Volkswirtschaftslehre werde mir „zwar keinen ganz sicheren Lebensweg bieten, aber doch viel mehr als bloss theoretisches Wissen“. Er hob zugleich dreierlei hervor, dessen volle Bedeutung mir erst später ganz klar wurde. Erstens müsse ich die praktischen Fragen der Volkswirtschaftslehre behandeln und mich auf Geschichtsforschungen über wirtschaftliche Verhältnisse, die so leicht vom Wege abführten, nicht einlassen; hoffentlich komme mehr als Historisches heraus; ich müsse moderne Geschichte dem Studium der Volkswirtschaftslehre dienstbar machen. Das habe ich in meinem Arbeiten nicht immer genügend berücksichtigt, sie blieben zum Teil im Historischen stecken. Die richtige Grenzlinie aufzufinden gelang mir anfangs nicht.

Zweitens war mein Vater jetzt auch der Ansicht, dass die Rechtswissenschaft als Notausgang nicht zu entbehren sei, aber im Ganzen wollte er, dass das moderne Recht ebenso wie die moderne

Geschichte der Volkswirtschaftslehre untergeordnet werde. Allerdings fügte er hinzu: „Zur allgemeinen Bildung gehört nicht Kenntnis von, wohl aber Verständnis für juristische Dinge“. Ich glaube heute, dass auch die juristische Schulung für den Volkswirt erheblichen Wert hat. Sie bewahrt vor Verschwommenheit. Ich glaube, jedem volkswirtschaftlichen Schriftsteller alsbald anmerken zu können, ob er mit der Rechtswissenschaft sich vertraut gemacht hat oder nicht.

Drittens betonte mein Vater, die Volkswirtschaftslehre müsse „charaktervoll“ betrieben werden. Es ist mir nicht sicher, dass ich die Tragweite dieser Forderung damals richtig erfasst habe. Heute weiss ich, dass es die wichtigste Forderung ist. Ein Volkswirt verdient diese Bezeichnung nur, wenn er alle Wirtschaftsfragen, wie das Wort schon sagt, unter dem Gesichtspunkt des ganzen Volkes auffasst und berücksichtigt. Natürlich kann man darauf verzichten und in aller Form in den Dienst einzelner Wirtschaftsgruppen (als wichtigem Teil der Volkswirtschaft im Ganzen) treten. Die Volkswirtschaftslehre als solche darf aber das Gesamtwohl als leitenden Gedanken nicht aufgeben. Mein Streben war stets, dieser Forderung gerecht zu werden. Dadurch habe ich mein Leben nicht erleichtert, ihm aber eine einheitliche Leitidee gegeben.

Meine Berufswahl fand zwar im Elternhaus Zustimmung, aber sonst nicht allgemein. Ein naher Freund meines Vaters, der sich als „Gründer“ auch ausserhalb Bremens erfolgreich betätigt hatte, wurde nicht müde in seinem eifrigen Bestreben, mich von meinem Plan abzubringen; und diese Einstellung konnte als die vorherrschende nicht nur bei den Kaufleuten, sondern auch bei Richtern und Senatoren in Bremen bezeichnet werden. Da war es mir wertvoll und schien mir auch bezeichnend für die Zeit zu sein, dass Bremens jüngster Bürgermeister Marcus, der vom Rhein stammte und erfolgreich als Syndikus der Bremer Handelskammer gewirkt hatte, mir mitteilen liess, dass er meinen Entschluss, „Nationalökonomie ex professo zu studieren“, lebhaft begrüsse. Ich bin in ihm auch nicht schwankend geworden. Die Berufswahl war das Wichtigste in meinem ersten Semester. Wenn ich auf diese Zeit zurückschaue, scheint mir aber noch ein Zweites für meine Entwicklung bedeutsam geworden zu sein. Es betrifft die Zeitungen und Zeitschriften. Bisher hatte ich nur Bremer Zeitungen in Händen gehabt. Dass auf diesem das für meine Berufswahl wichtigen Gebiet vieles bei mir anders werden musste, davon war ich überzeugt. In Freiburg bot sich nun ein wunderbares Mittel der Abhilfe. Das war das dortige „Museum“. In ihm lagen fast alle wichtigen deutschen Zeitungen und Zeitschriften und auch einige englische und französische aus; auch eine ansehnliche Leihbibliothek stand zur Verfügung. Durch Zahlung eines Eintrittsgeldes und eines Semester-Beitrags von je 7 Mark gewann man Zugang zu diesen Schätzen. Das war für mich auch darum von Wichtigkeit, weil meine Vorlesungen an drei Tagen der Woche so lagen, dass ich das Heizen meiner Bude am Vormittag sparen konnte. Das habe ich gründlich ausgenutzt. Die verschiedenen Hauptzeitungen fingen an, bestimmte Individualitäten für mich zu werden und in ihre Freundschaften und Feindschaften gewann ich einen Einblick. Sogar das einst vom Münchner Professor W.H.Riehl gehörte Wort, man müsse als Zeitungsleser so weit kommen, dass man bei einem wichtigen Artikel mit einiger Sicherheit sagen könne, von wem er verfasst sei, fing an, das Unbegreifliche für mich zu verlieren. Ich spürte geradezu, wie ich zum bewussten Zeitgenossen heranwuchs. Ich machte gleichsam im Kleinen die Wandlung durch, die die Menschheit seit der Einführung der Buchdruckerkunst erfahren hat: das Emporsteigen vom eigenen Erleben zu dem des ganzen Volkes und der ganzen Menschheit. Erfuhr man früher von Ereignissen, die anderswo

eingetreten waren, auch wenn sie noch so wichtig waren, erst etwas, wenn sie bereits der Vergangenheit angehörten, so war durch die grossen Fortschritte im Nachrichtenwesen die Gegenwart so unendlich viel inhaltsreicher geworden, dass vielfach das Miterleben, das die Zeitungen im Guten und im Schlechten ermöglichten und vielfach erzwangen, wichtiger geworden war, als das eigene Erleben. Mir dämmerte, dass hier für den Einzelnen wie für das Volk schwierige Erziehungsaufgaben vorlagen.

Nicht minder wichtig war für mich, auch die Hauptzeitschriften ein wenig kennen zu lernen. Sie schienen mir einen Teil dieser Erziehungsaufgaben übernommen zu haben. Auch über sie musste man als Zeitgenosse Bescheid wissen. Es gelang mir wenigstens den Grund zu legen, auf dem ich weiter bauen konnte. Bisweilen hatte ich sogar das Gefühl, dass mir das Museum noch mehr bot als die Vorlesungen. Für meine schwerfällige Natur schien mir nutzbringender als das schnell verklingende, wenn auch noch so eindrucksvoll gesprochene Wort die stille Lektüre zu sein, die ein Wiederholen und Einschleifen von Pausen ermöglicht.

Wenn ich mit freudigem Dank an das „Museum“ in Freiburg zurückdenke, so hatte das allerdings auch noch einen anderen Grund. Das Museum veranstaltete nämlich in jedem Winter sechs Bälle, die jedes Mitglied mitmachen konnte. Auf dem ersten spielte ich eine sehr passive Rolle, da die Zahl der Tänzer weit die der Tänzerinnen überstieg und ich mir bewusst war, ein sehr schlechter Tänzer zu sein. Aber auf dem zweiten Ball lernte ich eine junge Freiburgerin kennen, derentwegen ich meine durchaus berechtigten Bedenken überwand und die Passivität in Aktivität wandelte. Sie hat solchen Aufruhr in mir hervorgerufen, dass ich verschiedentlich am späten Abend durch die dunklen Strassen, insbesondere durch die, in der sie wohnte, wandelte, fremde und eigene Melodien pfeifend. Das war die einzige Art, wie ich meinen musikalischen Empfindungen Ausdruck zu geben vermochte und das in Freiburg erprobte Pfeifen habe ich später weiter ausgebildet. Es ist durch die Gassenbuben zu sehr in Miskredit gekommen, ist es doch die einfachste Art der Reproduktion eines musikalischen Genusses und zugleich ein wirksames Mittel zur Überwindung eigener Stimmungen.

Neben den Museumsbällen gab es auch noch anderen gesellschaftlichen Verkehr. Zum überwiegenden Teil ging er auf Bremen zurück. Eine Reihe Bremer Familien waren nach Freiburg übergesiedelt, hatten aber ihre Bremer Art bewahrt und wirkten wohlthuend als ein Teil der Heimat. Zwei dagegen hatten so starke Eigenarten entwickelt, dass ich sie niemals als Bremer erkannt hätte. Der Eine war Professor Hugo Elert Meyer. Er hatte 1882 die Stelle als Direktor der Bremer Handelsschule wegen eines Nervenleidens im besten Alter aufgegeben, um sich in Freiburg ganz seinen Studien zu widmen und stand damals vor seiner Habilitation an der Universität. Ich habe wohl nie einen Mann kennengelernt, der von dem Gegenstand seiner Studien – germanische Mythologie und Volkskunde – in solchem Masse begeistert war wie er; und diese Begeisterung war von höchster Ansteckungskraft, selbst wenn die Kühnheit der Kombination etwas stutzig machte. Das überaus interessante Zusammensein mit ihm löste sich in einen Monolog auf, der wenn er zu versiegen drohte, nur einer kleinen Frage bedurfte, um neu angestachelt zu werden.

Der zweite Bremer, den ich als solchen nicht erkannt hätte, war eine Gräfin Baudissin. Ihr Bruder war der 1878 gestorbene Bremer Stadtbibliothekar Kohl, der sich als Reiseschriftsteller einen Namen gemacht und sich vor allem Studien über Amerika gewidmet hatte. Als mein Vater nach New York ging,

hatte ihm Kohl gesagt: „Nennen Sie nur meinen Namen, dann wird man Ihnen freundliches Willkommen bieten“. Das hat sich erfüllt. Kohls Name als Geograph war in Nordamerika bekannter als in Deutschland. Mein Vater hatte daher in der deutschen Abteilung für Buchdruck und Buchhandel auf der Weltausstellung in Philadelphia eine Kohl-Ausstellung eingerichtet und war, als ich in Freiburg war, damit beschäftigt, Kohls amerikanischen Studien eine Abhandlung zu widmen, welche kurz darauf in den Deutschen Blättern (1888, S.105-221) erschienen ist. Seine Schwester, die ihren Bruder auf seinen ersten Reisen in Frankreich und England begleitet hatte, wusste von diesen Beziehungen nichts, als ich ihr Grüße von meinem Vater überbrachte. Sie lebte als Witwe jetzt zum grossen Teil in der Welt ihres Sohnes, der Professor für Altes Testament und Kirchengeschichte in Marburg war. Ich lernte ihn auch kennen. Wir sollten uns nach Jahren als Professoren verschiedener Fakultäten an der Berliner Universität wieder treffen.

Bedeutungsvoller wurde für mich die Bekanntschaft einer dritten Persönlichkeit, die auch Beziehungen zu Amerika hatte. Es war der frühere hanseatische Gesandte Rudolf v.Schleiden. Er war Schleswig-Holsteiner und fühlte sich noch immer als solcher, ein Mann von natürlicher Würde, der sich im Leben viel freier Zeit hatte erfreuen können. Sie hatte er benutzt, sich eine ausserordentlich umfassende allgemeine Bildung anzueignen; er schien alles zu kennen und hatte über alles ein Urteil, das er mit stark überzeugender Kraft vertrat. Er überraschte mich mit einer Einladung zum Mittagessen zur Feier des Jahreswechsels. Es war ein Herrenessen, unter dessen Teilnehmern ich weitaus der jüngste war. Zum Essen, dessen Üppigkeit für mich etwas Märchenhaftes hatte, gab es sechs verschiedene Weine von ausgesuchter Güte; das für mich Überraschendste aber kam zum Schluss. Es marschierten nämlich gleichzeitig mindestens ein Dutzend verschiedene Käse auf und das erregte solches Aufsehen, dass die ganze Gesellschaft in Prozession zum „Käsekeller“ wallfahrte, wo sie über Entstehung und Eigenart jedes einzelnen Käses sachverständige Belehrung empfing. Hatte ich von solchem Mittagessen bisher noch nichts gewusst, so habe ich einen so aufschlussreichen und eigenartig duftigen Schlussakkord nie wieder erlebt.

Auch bei Professor v.Holst war das Bindeglied Amerika. Er wurde nicht müde, von seinen vielen Reisen in den Vereinigten Staaten, die ihn nicht weniger als vierzehn mal zu den Niagara-Fällen geführt hatten, zu erzählen, hatte auf Grund jahrelanger Studien seine bändereiche Geschichte der Verfassung der Vereinigten Staaten geschrieben und in Amerika seine Lebensgefährtin gefunden. Da er selbst Kurländer war, unterhielt er auch enge Beziehungen zu Russland. Seine Gesellschaften hatten daher einen ausgesprochenen internationalen Charakter, der mich lebhaft interessierte und zwar durch das mir unbekanntes Russische noch mehr als durch das Amerikanische. Nicht minder bewegte mich aber, was der verehrte Professor, der dem süddeutschen Wesen ziemlich fremd gegenüberstand, mir jungem Studenten von den Kämpfen erzählte, die er als Vertreter der Universität gegen den Katholizismus und süddeutschen Partikularismus zu führen habe. Sie waren es wohl auch in erster Linie, die ihn bald darauf einen Ruf an die neue Universität in Chicago annehmen liessen. Dort habe ich ihn später wiedergesehen, voll Heimweh nach Deutschland, dessen er nicht Herr wurde.

Solche Gesellschaften waren für mich etwas Neues, was sich wohl daraus erklärt, dass ich in den Hauptjahren der Schulzeit von den Eltern getrennt war. Das Beklemmende, das sie anfangs für mich hatten, wurde sehr schnell überwunden. Bald habe ich mich mit grosser Unbefangenheit in diesen mir

bisher fremden Kreisen – manchmal als einziger Student – bewegt. Trotz des Altersunterschiedes bildete sich verschiedentlich so etwas wie Freundschaft heraus, jene Freundschaft des dankbaren jungen Menschen für einen Vertreter der alten Generation, wie ich sie später kaum wieder empfangen habe. Im Grunde waren solche Gesellschaften aber nur Arabesken in meinem Freiburger Leben. Seinen Hauptkern bildete natürlich der studentische Verkehr. Universität und Studententum kennen zu lernen, war der Hauptzweck meines ersten Semesters. Ich trat daher alsbald in die „Bremer Gesellschaft“ ein. Das war eine vor wenigen Semestern gegründete, nicht Farben tragende studentische Vereinigung, in der Art der „Landmannschaften“, die wieder aus den einstigen „Nationen“ hervorgegangen waren. Sie hatte sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens eine angesehene Stellung zu erringen verstanden. Ich kannte bereits, wie ich schon sagte, eine Reihe ihrer Mitglieder. An der Spitze stand der Bremer Gründer dieser Vereinigung, ein bemoostes Haupt, der sich unter dem Einfluss von Professor Weismann dem Studium der Zoologie gewidmet hatte, auch den Hauptmitarbeiter Weismanns, den Japaner Jachikawa, zum Mitglied der Gesellschaft gewonnen hatte und seit langem an einer Dissertation über den Darm der Eintagsfliege, der von dieser angeblich oder tatsächlich nie benutzt wurde, arbeitete. Vor allem war er ein Sachverständiger in allen studentischen Angelegenheiten, vertraut mit allen Affären, die in der Studentenschaft vorkamen, unerschöpflich in Anekdoten und Witzen. Er praesidierte einer Kneiptafel mit patriarchischer Würde und unermüdlicher Laune. Vielleicht gefiel ihm diese wohlverworbene Diktatorstellung so gut, dass er sein Studium aus Furcht vor dem Philisterium möglichst verlängerte. War er auch kein Vorbild für mich, so war er mir doch durchaus sympathisch. Auch sonst fehlte es nicht an netten, klugen und tüchtigen Menschen weder unter den Mitgliedern aus Bremen noch unter denen aus Süddeutschland. Ich möchte sogar glauben, dass die „Bremer Gesellschaft“ sich in dieser Hinsicht auszeichnete. Auch die erste Kneipe hatte mir nicht schlecht gefallen. Aber es fehlte doch ein geistiges Bindeglied, etwas Gemeinsames, dem jeder mit Liebe sich hingab; Geselligkeit als Selbstzweck hat immer Schwierigkeiten. Erst ein lebhaftes Zusammenleben lässt sie erblühen. Bei studentischen Zusammenkünften galt aber damals fast jede ordentliche Unterhaltung als „Fachsimelei“. Das Gespräch wurde fast ganz auf Witzgeplänkel beschränkt, bei dem gute Witze nicht fehlten, aber auch nicht die Mehrzahl bildeten. Dem studentischen Wesen hing damals ein Schein des Oberflächlichen an. Ich bedaure es, dass die vielen netten Leute ihr menschliches Wesen bei den Zusammenkünften in der Regel so völlig versteckten. Die Spaziergänge mit einzelnen Mitgliedern machten mir Freude. Wenn der Bierkomment nicht sein Wesen trieb, entwickelten sich auch Freundschaften.

Mit zwei Freunden machte ich auch einen Ausflug auf den Kandel. Der Aufstieg im tiefen, weichen Schnee war mühsam, auch uninteressant da Nebel herrschte. Auf dem Gipfel aber war köstlicher Sonnenschein und die überraschende Aussicht, denn, über das weisse Nebelmeer hinweg, fast zum Greifen nah, sah man in schönster Klarheit die Gipfel der Vogesen. Es war das erste Mal, dass ich die Winterschönheit der Berge kennen lernte, damals schlummerten sie noch still im Winterschlaf. Von Schneeschuhen hatte ich, glaube ich, noch nie etwas gehört. Sie waren in Deutschland noch unbekannt. Höchstens kannte man sie als nationale Eigenheit der Norweger, und Fritjof Nansens Buch „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ soll den Anstoss zur Entwicklung des deutschen Skisports gegeben haben. Damals war Freiburg auch eine ausgesprochene Sommer-Universität. Wenn vom nächsten Semester die Rede war, hiess es immer, ich müsse noch dort bleiben, um Freiburg im Sommer und

damit „wirklich“ kennen zu lernen. Heute hat es den Vorzug, mindestens ebenso eine Winter- wie Sommer-Universität zu sein.

Zum Schluss des Semesters fuhr ich nach Basel, um den Mann kennen zu lernen, den ich unter den lebenden deutschen Schriftstellern am meisten verehrte : Jakob Burckhardt. Ich ging voll hoher Erwartung in seine Vorlesung. In ihr waren knapp ein Dutzend Zuhörer. Der schwächliche Mann kam in den sehr kleinen Hörsaal mit einer ungeheuer grossen Mappe, die aussah, als ob sie mehr wiege als er selbst, kramte in ihren Schätzen, unter denen sich auch „kleine Sächli“ befanden, herum und reichte dann mir, der ich an der einen Ecke auf der vordersten Bank sass, ein Blatt herüber mit den Worten: „Das ist schofel!“ Diesen verblüffenden ersten Worten, die mir doch charakteristisch für die Urwüchsigkeit dieses Mannes zu sein schienen, folgten feinsinnige Bemerkungen bewundernder oder kritischer Art über andere Bilder, die auch vom Augenblick eingegeben waren. Sie waren ein drastischer Anschauungsunterricht, der nicht das für die Vergangenheit Charakteristische, sondern das für alle Zeit Bedeutsame und Schöne – den Gegenwartswert und nicht den geschichtlichen Wert – herauszufinden suchte. So bezeichnend das war, ich hätte doch gern nicht nur einen ungeordneten Bilderkommentar, sondern auch eine Vorlesung, in der seine Anschauungen zum Ausdruck kamen, gehört. Das Gesehene und Gehörte fand noch Ergänzungen durch das, was mir von dem einsamen Mann erzählt wurde. Er wohnte mit seinen Bildern und Büchern in einer nahen Dachwohnung und spielte jeden Abend in später Stunde mit grosser Hingebung Klavier, woran die ganze Nachbarschaft sich ergötzte. Einen Professor wie er, der im Grunde Wissenschaft wie Klavierspiel nur für sich betrieb und doch rings belauscht und beachtet war, gibt es heute nicht mehr.

Auf der Weiterreise von Basel hatte ich noch eine eindrucksvolle Begegnung. Im Abteil dritter Klasse mir gegenüber am Fenster sass ein würdiger Herr in der Tracht eines katholischen Geistlichen. Wir guckten uns beide mit heimatlichem Interesse die Landschaft an und der Schnee, der in der Märznacht gefallen war, verhalf uns zu einem Gespräch. Mein Gegenüber entpuppte sich als Träger eines Namens, der in den Vorlesungen über die Reformationsgeschichte oft genannt worden war. Es war Professor Janssen. Bald waren wir in einer Auseinandersetzung, wie ich sie so lebhaft nach dem Prima-Verein noch nicht wieder erlebt hatte. Beim Aussteigen gab mir der Herr Professor seine Anschrift mit dem Wunsch einer schriftlichen Fortsetzung, zu der es allerdings nicht gekommen ist. Die Unterhaltung empfand ich aber wie eine Zusammenstimmung der beiden Reformations-Vorlesungen mit dem friedlichen kirchlichen Betrieb, den ich in Freiburg kennen gelernt hatte; war auch leider keine Verschmelzung beider christlichen Religionssysteme möglich, so doch vielleicht einst eine Verständigung. –

Bei der Rückschau auf mein erstes Semester kam ich auch sonst zu einem befriedigenden Ergebnis. Ich hatte einen schönen Teil des Vaterlandes mit dem sympathischen alemannischen Volksstamm kennen gelernt, den geistigen Horizont mir in Vorlesungen und durch eifriges Studium der Zeitgeschichte erweitert, deutsches Studentenleben mit erlebt, liebe und wertvolle Bekanntschaften in der älteren Generation und unter Altersgenossen gemacht, und vor allem: Ich wusste jetzt, was mit mir werden sollte. Ich kehrte als Student der „Rechts- und Staatswissenschaften“ ins Elternhaus zurück. Ich hatte in der Volkswirtschaftslehre ein vielversprechendes Arbeitsfeld fürs Leben gewonnen.

Diese freudige Stimmung der Befriedigung erfuhr jedoch eine schmerzliche Trübung. Ich war in Frankfurt a.M. von einem Mitglied der Bremer Gesellschaft, mit dem ich mich befreundet hatte, eingeladen worden. Er zeigte mir als kundiger Führer – es war der 9. März 1888 – was von der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser erhalten war. Da verbreitete sich die Nachricht vom Tode des ersten Kaisers des neuen Deutschen Reiches. Obwohl man bei seinem hohen Alter mit seinem Tode hatte rechnen müssen, bemächtigte sich der Bevölkerung sichtlich tiefe Niedergeschlagenheit. Man spürte plötzlich allgemein die geschichtliche Bedeutung dieses stillen Mannes. Aus seiner Schlichtheit war die Kraft erwachsen, welche die Wiederaufrichtung des im Anschluss an die Siege Napoleons I. zusammengebrochenen deutschen Kaisertums so erleichtert hatte. Durch sie war dieser langlebigsten Herrschaftsmacht der Geschichte Europas das Beunruhigende genommen worden, das so vielfach von ihr befürchtet worden war. Zum Tode des Mannes, der im Herzen des deutschen Volkes als Friedensverfechter lebte, kam noch die Fülle bedrückender Ungewissheit hinzu, die mit der hoffnungslosen Erkrankung seines Nachfolgers verbunden war. Wie dieses tragische Zusammentreffen auf die Lage wirkte, hatte Bismarcks grosse Rede vor einem Monat schon erkennen lassen. Die bange Frage, was die Zukunft bringen werde, schien die ganze Bevölkerung der alten Reichsstadt ergriffen zu haben. Mein Freund und ich verbrachten den Abend in ernstesten Gesprächen in einer der griechischen Weinstuben, die eine Besonderheit Frankfurts darstellten. Wir empfanden tief, wie schwach der einzelne Mensch gegenüber des Geschickes Mächten ist.